

Joseph von Eichendorff: Abschied (1810)

- Interpretationsbeispiel (Schülerin, LK, Q1)

Das romantische Gedicht „Abschied“ von Joseph von Eichendorff, das 1810 entstanden ist, handelt davon, dass ein Mensch sich in seiner Phantasie von dem Wald verabschiedet, um dem hektischen, von Geschäften bestimmten Leben in der Außenwelt gegenüberzutreten zu können. Vermutlich soll die Natur als Schutz dargestellt werden, als Schutz vor dem chaotischen Alltagsleben und dem gesellschaftlichen Druck, die einen Menschen nicht glücklich machen können.

Das Gedicht hat vier Strophen mit je acht Versen. Das Metrum ist ein dreihebiger Jambus mit wechselnden weiblichen und männlichen Kadenz (wmmwmmw). Das Reimschema besteht ausschließlich aus Kreuzreimen (ababcbcd).

Die erste Strophe handelt von dem Aufenthalt im Wald. Das lyrische Ich spricht zu sich selbst und bittet darum, ein letztes Mal die Geborgenheit des Waldes zu spüren, während außerhalb des Waldes die wüste Stimmung der Außenwelt herrscht. In der zweiten Strophe wird das Treiben im Wald genauer beschrieben. Dies überdeckt das Leid des alltäglichen Lebens. Die dritte Strophe ist eine Art Übergangsstrophe. Das lyrische Ich trifft mit Hilfe des Waldes die Entscheidung den Wald zu verlassen. Diese Entscheidung wird erst in Strophe vier deutlich. Es wird in die Zukunft geblickt und das lyrische Ich erkennt schon jetzt, dass es außerhalb des Waldes nur bedingt glücklich werden wird.

Die erste Strophe beginnt mit einem Lob des Waldes. Dies wird durch die drei Apostrophé in den ersten beiden Versen deutlich („O Täler weit, o Höhen, / O schöner, grüner Wald“, V. 1–2). Hier wird dadurch ein Freiheitsgefühl vermittelt, dass die Täler des Waldes als „weit“ beschrieben werden (V. 1). Die Antithese „Täler [...] Höhen“ weist auf die vielen Facetten des Waldes hin. Der Aspekt der Natur wird durch den Pleonasmus „grüner Wald“ (V. 2) unterstützt. In diesen ersten beiden Versen wird bereits klar, dass das Gedicht in die Epoche der Romantik passt, da diese sich unter anderem durch den Bezug zur Freiheit und zur Natur auszeichnet. Für das lyrische Ich ist der Aufenthalt im Wald etwas Befriedigendes und Schmerzlinderndes, sodass alle Sorgen vergessen werden können („Du meiner Lust und Wehen / Andächt'ger Aufenthalt!", V. 3–4), was sich insbesondere in der A-Alliteration und dem Ausruf in Vers vier zeigt. Zwischen dem vierten und dem fünften Vers entsteht ein inhaltlicher Bruch, einer Zäsur ähnlich. Um den Kontrast zum heimischen Wald herzustellen wird nun die Welt außerhalb beschrieben. Durch eine Personifikation („Saust die geschäft'ge Welt“, V. 6) wirkt diese noch lebhafter, allerdings wird das Leben in der Welt durch das Adjektiv „geschäft'ge“ deutlich abgewertet. Schon im Vers zuvor wird die Außenwelt als künstlich, inszeniert („stets betrogen“) und durch die D-Alliteration („Da draußen“) als fremd beschrieben. Um diesem zu entkommen, möchte das lyrische Ich noch einmal die Nähe und Geborgenheit des Waldes erleben („Schlag noch einmal die Bogen / Um mich, du grünes Zelt!", V. 7–8). Die Metapher des „grüne[n] Zelt[es]“ und des umschlagenden „Bogen[s]“ lässt den Wald wie eine liebevolle Mutter wirken.

In der zweiten Strophe wird das Treiben im Wald klar dem Leid der Welt vorgezogen. Am Morgen („Wenn es beginnt zu Tagen“, V. 9) erblüht der Wald im übertragenen Sinne zu einer wunderschönen Pflanze, die alle Sorgen vergessen lässt. Die Schönheit wird durch die Hyperbel „Die Erde dampft und blinkt“ (V. 10) verdeutlicht, und durch das Motiv der Vögel, die „lustig schlagen“ (V. 11), wird eine positive Stimmung vermittelt, die als Antithese zum „trübe[n] Erdenleid“ (V. 14) aufzufassen ist, das vergeht (V. 13–14). Zwischen den Gegensätzen steht das Herz des Menschen, das aufgrund der Schönheit des Waldes sehr starke Freude empfindet („Daß dir dein Herz erklingt“, V. 12). Der Wald ist hier ein Ort der Wiedergeburt und der Auferstehung, der Glück, Frische und Vollkommenheit bringt („Da sollst du auferstehen, / In junger Herrlichkeit!", V. 15–16). Die Euphorie, die in dieser Strophe zum Ausdruck kommt, wird durch die vielen D-Anaphern (vgl. V. 10–15) verstärkt.

In der dritten Strophe wird diese Euphorie nun jedoch gestoppt. Die Bewegung wird aus dem Gedicht herausgenommen („Da steht im Wald geschrieben“, V. 17). Der Wald nimmt nun wieder die Rolle der Mutter ein, indem das lyrische Ich auf positive Art und Weise auf den rechten Weg gewiesen wird („Ein

stilles, ernstes Wort / Von rechtem Tun und Lieben“, V. 18–19). Ihm wird nun gezeigt, dass der Mensch nicht in die Natur gehört und nicht dafür geschaffen ist („Und was der Menschen Hort“, V. 20). Das lyrische Ich, das sehr naturverbunden ist und sich im Wald heimisch fühlt, wie sich bereits in der ersten Strophe gezeigt hat, erkennt, dass es diesem Gefühl trauen muss, und wird nun von dieser Erkenntnis erleuchtet (vgl. V. 21–23). Ihm ist klar, dass es keinen anderen Weg gibt („Ward's unaussprechlich klar“, V. 24).

Während die anderen Strophen stets in der Gegenwart gespielt haben und das lyrische Ich in kürzester Zeit Schönheit, jugendliche Frische, Freiheit, Erleuchtung, aber auch die Unmöglichkeit des Lebens im Wald erfahren hat, ist die vierte Strophe eine Zukunftsstrophe. Trotz der Glücksgefühle, die das lyrische Ich im Wald überkommen, kommt es zu dem Schluss, dass es sein Leben in der Außenwelt weiterführen muss und wird („Bald werd ich dich verlassen“, V. 25). Nun gibt es einen Ausblick auf das Kommende. Es ist das Leben, das das lyrische Ich zuvor vermeiden und vergessen wollte. So fühlt es sich darin nicht wohl und bei Weitem nicht so heimisch wie im Wald („Fremd in der Fremde gehn“, V. 26). Das Polyptoton hebt diesen Gedanken mit Nachdruck hervor. Das lyrische Ich sieht die Außenwelt als vollkommene Fremde an und fühlt sich selber als Fremder. Es wird jedoch wieder Bewegung in das Gedicht gebracht durch die „buntbewegten Gassen“ (V. 27). Dies ist zwar wieder eine romantische Vorstellung, widerspricht aber der Idee, dass das chaotische Leben auf eben diesen buntbewegten Gassen sich nicht mit der romantischen Vorstellung von Freiheit, Natur und Selbstbestimmtheit vereinbaren lässt. Das in diesem Sinne unromantische Leben wird im Folgenden auch erneut als künstlich und inszeniert vorgestellt („Des Lebens Schauspiel sehn“, V. 28 vgl. V. 5). In diesem Leben steckt keine Echtheit und alles wirkt so, als wäre es vorherbestimmt und nicht frei für das Individuum, wie bei einem Schauspiel, dessen Drehbuch bereits im Vorhinein verfasst wurde, ohne die Darsteller nach ihren Vorstellungen zu fragen. In V. 29 vereinen sich unvermittelt die beiden Kontrastwelten, jedoch nicht so, dass sie in einer Vorstellung übereinkommen, sondern mehr in dem Sinne, dass die freie natürliche Welt mit einer berausenden Erkenntnis für das lyrische Ich in die Alltagswelt hineinbricht („Und mitten in dem Leben“). Der Wald wirkt wie am Anfang groß, prächtig und mächtig, aber nicht nur in seiner visuellen Gestalt, sondern in seiner vermittelnden Gestalt („Wird deines Ernsts Gewalt“, V. 30). Wobei der Ernst der Natur in gewisser Hinsicht mit der Außenwelt gleichzusetzen ist, da dieser das lyrische Ich erst zum Aufbrechen in das Alltagsleben bewegt hat. Und dieses lässt das lyrische Ich nun wieder zu der Erkenntnis kommen, dass es dort einsam ist und nur bedingt, mit Hilfe seiner Erinnerung an die im Wald erlebten Gefühle glücklich werden kann („Mich Einsamen erheben, / So wird mein Herz nicht alt.“, V. 31–32).

Das Metrum unterstützt die Stimmung des Gedichtes sehr vorteilhaft, auch wenn dies auf den ersten Blick anders erscheint. Da das Gedicht den Titel „Abschied“ trägt und auch von einem Abschied handelt, würde man möglicherweise eher einen etwas beschwerlicheren Trochäus erwarten. Doch das Gedicht thematisiert, im Grunde genommen, viel mehr das oben genannte Lob an den Wald, die Euphorie, die das lyrische Ich im Wald empfindet – und im Gegensatz dazu das hektische Treiben außerhalb des Waldes. Um all diese schnellen, beschwingten Züge des Gedichtes darzustellen, ist der Jambus ein optimales Metrum. Der immer wieder angesprochene Kontrast und Gegensatz spiegelt sich im Reimschema wider. Die Kreuzreime weisen auf die Überschneidungen und das Aneinanderprallen der beiden Welten hin. Diese sind nicht im Einklang miteinander und widersprechen sich vollkommen. Diese These lässt sich ebenfalls auf die wechselnden Kadenzten übertragen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich meine Deutungshypothese bestätigt hat. Der Wald ist eine Abgrenzung und ein Zuhause, das zum Schutz vor dem Alltagsleben dient, welches das lyrische Ich nicht glücklich macht. Hinzu kommt, dass der Wald jedoch nicht Schutz für ein ganzes Leben bieten kann und das Alltagsleben somit unvermeidbar ist. Dennoch ist er für den Romantiker der optimale Rückzugsort, um dem Leben zu entfliehen und einige Momente des Glücks hervorzurufen. Das Gedicht passt ausgezeichnet in die Epoche der Romantik, da es sehr viele romantische Vorstellungen vereint. So findet insbesondere die Natur ihren Ausdruck in unmittelbarer Verbindung mit einem Freiheitsgefühl. Oftmals findet man das Bewegungsmotiv wieder und zudem vermittelt das Gedicht ein Aufbruchgefühl durch den Abschied vom Wald und den Aufbruch in eine „neue“ Welt.